

## Rezension: Maria Schreiber: Digitale Bildpraktiken - Handlungsdimensionen visueller vernetzter Kommunikation

Endreß, Franziska

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Endreß, F. (2022). Rezension: Maria Schreiber: Digitale Bildpraktiken - Handlungsdimensionen visueller vernetzter Kommunikation. [Rezension des Buches *Digitale Bildpraktiken: Handlungsdimensionen visueller vernetzter Kommunikation*, von M. Schreiber]. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 23(1), 130-133. <https://doi.org/10.3224/zqf.v23i1.13>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

### Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

# Maria Schreiber: Digitale Bildpraktiken. Handlungsdimensionen visueller vernetzter Kommunikation. Weinheim/Basel: Beltz Juventa 2020, 237 S., ISBN 978-3-658-30788-2, 64,99 €

*Franziska Endreß*

Die interdisziplinär angelegte Dissertation von Maria Schreiber erforscht digitale Bildpraktiken von Personen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Generationszugehörigkeit in einem mehrere methodische Herangehensweisen triangulierenden Zugang. Die Studie baut auf dem methodologischen Fundament der dokumentarischen Methode auf, es stehen jedoch nicht konjunktiv fundierte „generationsspezifische Medienpraxiskulturen“ (vgl. Pietraß/Schäffer, 2011) im Vordergrund, sondern ein theoriebildendes Interesse an Handlungsdimensionen und Bedingungen digitaler Bildpraktiken, für die sich – und dies ist bereits der erste Befund der Arbeit – die zunächst anvisierte generationale Kontrastierung als nicht grundlegend erwiesen hat.

Im Einzelnen geht es um die Frage, nach den habituellen Orientierungen, die digitale Bildpraktiken strukturieren, darum *wie* in Bildern kommuniziert wird, sowie um die Bedeutung der medialen Einbettung der Bilder in gängige Software-Anwendungen.

In dem von Latour (2002) geprägten Begriff des Hybridakteurs werden die drei zentralen theoretischen Stränge der Studie verdichtet: Praktiken, Bilder und Medien verschmelzen als Sozialität, Visualität und Medialität in den Handlungspraktiken der Beforschten. In diesem Zusammenhang geraten auch die untersuchten Applikationen, als Akteure mit einem technischen „Quasi – Habitus“ (Schäffer 2007) in den Blick, hier im Gewand der durch die jeweilige Software vorgegebenen Upload-Dramaturgie, Interfaces und Default-Einstellungen.

Mit der Auswahl der befragten menschlichen Akteure wird ein – für einschlägige Untersuchungen durchaus ungewöhnlicher – Schwerpunkt in der Gruppe der Über-60-Jährigen gesetzt: Fanny, Ende 70, Agnes, Ende 60 sowie dem Paar Poldi & Otto, beide Anfang 60, steht mit Anna, Bele & Clara (14 u. 15 Jahre) eine Teenagergruppe gegenüber. Grundlage der Analyse waren neben Transkripten von Interviews bzw. Gruppendiskussionen auch Bildanalysen von Fotos und Screenshots, App-Analysen und (online-)ethnografische Beobachtungsnotizen. Die jugendliche Gruppe ist dabei die einzige, die alle vier hinsichtlich ihrer Anforderungen und Beschränkungen näher unter die Lupe genommenen Apps, nämlich Facebook, WhatsApp, Instagram & Snapchat auch tatsächlich nutzt, was dann doch ein generationales Phänomen zu sein scheint.

Die zentralen von der Autorin herausgearbeiteten „Handlungsdimensionen visuell vernetzter Kommunikation“ operieren dennoch nicht entlang von Altersgruppen- und Generationszugehörigkeit. Der zentrale theoretische Ertrag der Studie ist eine Verortung der handlungsleitenden Orientierungen der Protagonisten im Spannungsfeld von Plastizität, Sichtbarkeit und Konnektivität. Für jede der drei Dimensionen werden jeweils zwei Gegenhorizonte identifiziert, zwischen denen sich die mediale Bildpraxis bewegt: Plastizität, d.h. die Formbarkeit des digitalen Körper(bildes) orientiert sich zwischen den Polen Dokumentation und Imagination, Sichtbarkeit zwischen Intimität und Öffentlichkeit, Konnektivität schließlich, zwischen Reziprozität und Theatralität. Alle drei Dimensionen sind dabei in enger Wechsel-

wirkung gedacht, gleichzeitig sind sie an die Quasi-Habitus der Apps unterschiedlich anschlussfähig, bzw. begünstigen bestimmte Features der Software bestimmte Handlungsorientierungen (z.B. Instagramm oder Facebook eine theatrale und WhatsApp eine reziproke Konnektivität). Wobei die Autorin darauf hinweist, dass diese Unterschiede teilweise in Auflösung begriffen sind, insofern als zunehmend eine Integration vormals differenzierender Merkmale zu beobachten ist – so verfügt Facebook mittlerweile auch über eine Messenger Funktion, bzw. lässt sich in WhatsApp ein öffentlich sichtbarer ‚Status‘ anzeigen.

Geht man an dieser Stelle zurück auf das theoretische Fundament der Studie, die engverbundene Trias aus Praktiken, Medien und Bildern, finden diese sich in jeder der drei gebildeten analytischen Dimensionen bzw. in deren polaren Ausprägungen wieder. Plastizität, Sichtbarkeit und Konnektivität eines Bildes interagieren mit dem Entstehungszusammenhang, d.h. den Software- und Hardwarekomponenten der Bildherstellung und seiner medialen Sichtbarmachung, die ihrerseits in soziale Praxis eingelassen ist und soziale Praxis hervorbringt. Plastizität versteht sich in diesem Kontext sowohl medial-visuell als auch sozial.

Als Fokussierungsmetapher dieser innigen sozialen Kontextualisiertheit visueller Praxis erscheint etwa die von der Forscherin beschriebene Reaktion zweier (!) der interviewten Frauen, auf die Bitte hin, ihr ein mit dem Smartphone geteiltes Bild zukommen zu lassen: Statt ein Bild aus einem früheren/anderen Zusammenhang zur Verfügung zu stellen, wird spontan eine Aufnahme der Forscherin gemacht und ihr per WhatsApp geschickt. Offenbar lässt sich ein mit dem Smartphone geteiltes Bild nicht einfach aus dem ursprünglichen Sinnzusammenhang herauslösen, ohne seine kommunikative Identität zu verlieren (S. 192).

Zentrale empirische Ergebnisse der Studie beziehen sich damit auf Orientierungen in Hinblick auf Lebenswelt, Medienpraktiken, Bildhandeln (als materiales Teilen & Zeigen) und Bildkommunikation. Angesichts der beschriebenen Erfahrungshorizonte kommt man kaum umhin, dann doch einige generationsspezifische Besonderheiten herauszulesen, die zumindest sehr anschlussfähig in Hinblick auf eine weitere Bearbeitung in Richtung eines an generationsspezifischen Medienpraxiskulturen interessierten Forschungsinteresses wären. Als generationsbezogener Befund erscheint etwa die herausgearbeitete Orientierung einer ausschließlichen Differenzierung der Medienpraktiken über Software, die sich nur bei der Teenager-Gruppe findet, während für alle älteren Interviewten die Differenzierung der Praxis über Hardware (z.B. Digitalkamera vs. Smartphone vs. Laptop) eine Rolle spielt. So werden etwa mit der Fotokamera aufgenommene Urlaubsbilder am PC nachbearbeitet, während Smartphonebilder als Alltagsdokumente unbearbeitet bleiben (S. 202).

Die Bedeutung der Hardware respektive Software ließe sich möglicherweise in Zusammenhang bringen, mit einem weiteren generationsbezogenen Befund, dem unterschiedlichen Grad der Verschmelzung menschlicher und technischer Akteure – Schreiber verwendet mit Blick auf die Gruppe „Teen“ den Begriff „innige Hybridakteure“ (S. 187). Wenn im multifunktionalen Smartphone mediengeschichtlich frühere und (damals) getrennte Praktiken und Geräte (Fotoapparat, Telefon, Computer, Soziale Medien) konvergieren, tun sie dies in Form von Softwareanwendungen die auf ihre Hardware-Vorläufer verweisen (die Photo-App etwa mit dem Bild einer Kamera). Dass Generationen, die die Hardware-Vorläufer aktueller Anwendungen noch kennen und bedient haben, diese Dimension (wie auch immer gewandelt) als differenzierendes Moment eher aufrechterhalten als eine Generation, die sie nur als Software kennengelernt hat, scheint einleuchtend.

Orientierungen in Bezug auf Sichtbarkeit, Konnektivität und Plastizität interagieren mit lebensweltlichen aber auch lebensphasenspezifischen Dimensionen wie Adoleszenz oder Großelternrollen. Gleichzeitig erweisen sie sich aber – und das ist der eigentliche Befund der Studie – als Orientierungsrahmen von alters- und generationsübergreifender Relevanz.

Dabei stehen sie in enger Wechselwirkung mit den charakteristischen Eigenschaften und Features der untersuchten Softwareapplikationen. So scheint der Umstand der Nutzung

selbst, die Entscheidung sich auf und durch digitale (Bild-)Technik zu beziehen, nicht nur Bildpraxis sondern auch Sozialität auf subtile Art und Weise zu verändern und mitzubestimmen. Dies maßgeblich durch die Affordanzen und Restriktionen (Gibson 1977) der Software resp. Hardware bzw. durch die Verbindung, die diese mit Logiken und Mechanismen von Beziehung und des Sich-Beziehens eingehen. Digital-bildliche Verkörperungen des Selbst erweitern dessen soziale Präsenz, Verbindungen und Grenzziehungen, müssen damit auf der medialen ‚Plattform‘ (neu) verhandelt werden.

Ein fruchtbarer Vergleich hinsichtlich des theoretischen Ertrags der Arbeit ergibt sich m.E. zur Perspektive der Soziologin Regula Valerie Burri, die ebenfalls Bildpraktiken, wenn auch in einem anders gelagerten Kontext, nämlich dem medizinischer Bildpraxis, ins Zentrum ihrer Analyse stellt. Auch Burri erachtet die Visualität von Bildern als eine in der Praxis erzeugte Dimension und unterscheidet analytisch zwischen dem „visual value“, der „visual performance“ und der „visual persuasiveness“ (2008, S. 348f.), eine Differenzierung die Maria Schreiber als theoretische Grundlage ihrer eigene Untersuchung zunächst als nicht hilfreich erachtet (S. 35). Der „visual value“, der „Eigenwert“ der Bilder bezeichnet bei Burri die spezifische visuelle Qualität, bzw. die spezifische visuelle Information oder das visuelle Wissen, das von Bildern in Abgrenzung zu anderen Wissensdimensionen vermittelt wird. Die „visual performance“ bezeichnet einerseits den Akt der darstellerischen Hervorbringung eines Bildes im sozialen Kontext sowie andererseits die Art und Weise der Zusammensetzung von Bildzeichen, die z.B. auch im Zusammenhang mit Nachbearbeitungen zu Präsentationszwecken, etwa auf Fachtagungen Bedeutung erlangt. Die „visual persuasiveness“ schließlich, bezieht sich auf die Überzeugungskraft, die Bilder in verschiedenen kommunikativen Kontexten an den Tag legen. In der vorliegenden Arbeit werden im Gegensatz zum Zugangs Burris nicht in der Praxis erzeugte Dimensionen von Visualität, sondern Handlungsdimensionen von Bildpraxis aufschlüsselt. Die untersuchte soziale Praxis, in die die visuelle Kommunikation eingelassen ist, unterscheidet sich ebenfalls in wesentlichen Punkten. Während das von Burri untersuchte Bildhandeln hierarchisch-professionell gebrochen und zudem an medizinisch-epistemischen Standards orientiert ist, ist die von Schreiber untersuchte „visuell vernetzte Kommunikation“ stärker privat-reziproker Natur und verschmolzen mit der kommunikativen Struktur populärer Social-Media-Anwendungen. Auch wenn die Entscheidung, Burris Differenzierung nicht zum Ausgangspunkt der eigenen Analyse zu machen also einleuchtet, lassen sich in Hinblick auf die als Ergebnis der vorliegenden Arbeit gebildeten Dimensionen Plastizität, Sichtbarkeit und Konnektivität (aus meiner Sicht) einerseits Anknüpfungspunkte, sowie andererseits theoretisch aufschlussreiche Divergenzen identifizieren. Deutlich wird in jedem Fall die Kontextabhängigkeit auch wissenschaftlicher Analyse-kategorien von Bildpraxis.

Insgesamt hat Maria Schreiber eine lesens- und bedenkenswerte Arbeit vorgelegt, der ich eine lebhaftige Rezeption in und außerhalb der Kommunikationswissenschaften wünsche. Das Desiderat der Autorin nach weiterer längsschnittlicher Untersuchung des Forschungsgegenstands möchte ich stark unterstützen. Hier wäre meines Erachtens auch ein Anschluss an die in der vorliegenden Untersuchung angelegte aber nicht ausbuchstabierte Dimension Generation wünschenswert. Die Interviews, Bilder und Beobachtungen von digitaler Praxis erscheinen mir vor dem Hintergrund eines generationsbezogenen Forschungsinteresses als wertvolle Zeitdokumente, an die sich mit einem einschlägig erweiterten Design nahtlos anschließen ließe.

Zuletzt bleibt noch hinzuzufügen, dass die Veröffentlichung nicht nur inhaltliche Relevanz beanspruchen kann, sondern darüber hinaus auch sprachlich-stilistisch ein für Dissertationen bei weitem nicht selbstverständliches Lesevergnügen bereitet.

## Literatur

- Burri, R.V. (2008): *Doing Images. Zur Praxis medizinischer Bilder*. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839408872>
- Gibson, J. (1977): *The theory of affordances*. In: Shaw, R./Bransford, J. (Hrsg.): *Perceiving, Acting and Knowing*. New York, S. 67–82.
- Latour, B. (2002): *Die Hoffnung der Pandora*. Frankfurt a.M.
- Pietraß, M./Schäffer, B. (2011): *Mediengeneration. Vom Kohortenvergleich zu generationsspezifischen Habitus*. In: Eckert, T./Hippel, A.v./Pietraß, M./Schmidt-Hertha, B. (Hrsg.): *Bildung der Generationen*. Wiesbaden, S. 323–332. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-92837-1\\_26](https://doi.org/10.1007/978-3-531-92837-1_26)
- Schäffer, B. (2007): „Kontagion“ mit dem Technischen. Zur dokumentarischen Interpretation der generationsspezifischen Einbindung in die Welt medientechnischer Dinge. In: Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (Hrsg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Wiesbaden, S. 45–67. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-90741-3\\_3](https://doi.org/10.1007/978-3-531-90741-3_3)